

Toni Lenk

Autor(en): **Bergmann, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **18 (1914)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

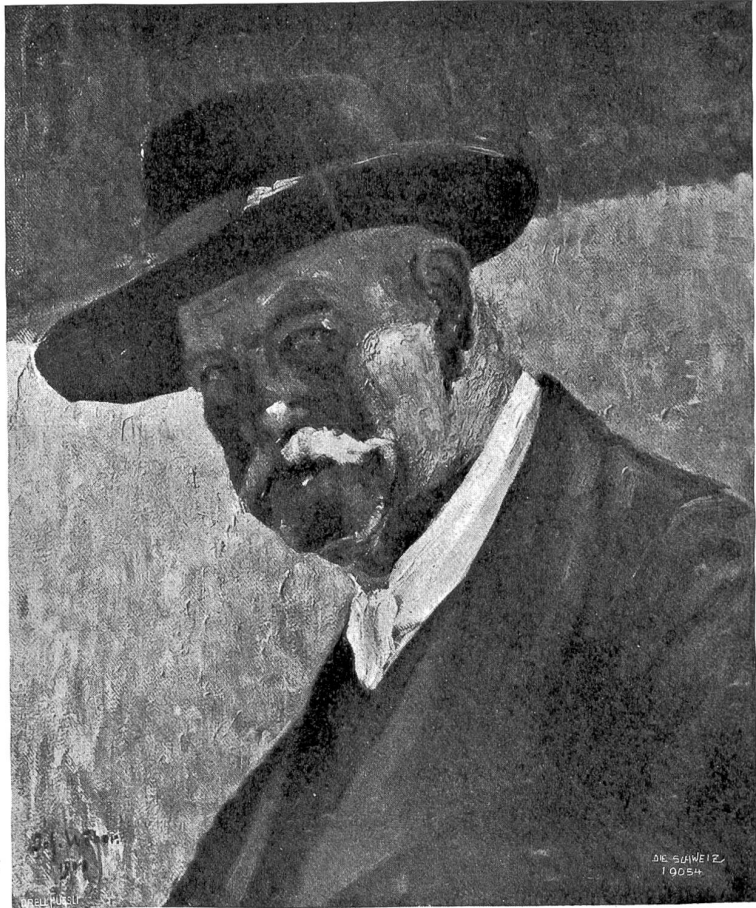
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

hoffe, ein guter Schriftsteller sind, so sind Ihre Brüder und Freunde alle jene, die irgendwo und irgendwann am selben Werk gearbeitet haben wie Sie, an der Vergeistigung der Menschheit und am Zusammenhalt derjenigen Menschen, denen es damit ernst ist. So lange Sie zu dieser Gemeinschaft gehören und das fühlen, so lange haben Sie Heimat um sich und Freude in sich, und wenn Sie diese Gemeinschaft je verlassen, zeitweise oder für immer, dann sind Sie heimatlos, auch wenn Sie im Parlament Ihrer Nation sitzen. Verzeihen Sie, wenn ich das sage; Sie wollen vermutlich keine Ratschläge von mir haben. Aber ich sehe oder fühle, daß Sie ein strebender Mensch sind, der es gut meint und es sich nicht leicht machen will. Nun, darum schätze ich Sie und denke und hoffe, wir seien Kollegen, wir arbeiten beide in unsern guten und tüchtigen Stunden am selben Werk: Sie helfen Ideen reifen und umsetzen, ich helfe die Materie bewegen und Arbeitsfelder schaffen. Zu Ihrer Arbeit gehört es wohl auch, daß Sie Gefühle pflegen und veredeln helfen. Davon müssen Sie mehr als ich verstehen. Aber sehen Sie: dieses Schiffsheimweh oder wie Sie es nennen wollen, das ist kein Gefühl, von dem man reden sollte; ich glaube, es ist überhaupt kein Gefühl, sondern bloß eine Sentimentalität!"

Er hatte mir nicht viel Neues gesagt, aber die Lektion war im rechten Augenblick gekommen. Ich blickte zu den fernen Inseln hin, deren Namen mir in der Kindheit mein Lehrer eingebläut hatte, und lächelte nun auch, und wenn ich später je und je wieder in die fränke Seefahrerschwermut verfiel, so half der Gedanke an ihn mir wieder heraus.

Stevenson verließ uns in Penang. Ich sehe



Johannes Weber, Zürich.

Bauernkoppl.

ihn noch, wie er vom Schiffe aus seine englischen und malayischen Befehlsworte ans Land rief und dann, den zerbeulten Tropenhelm auf dem schwarzen Kopf, im Galopp mit einem Rikscha-Kuli über den sonnengleißenden Hafenplatz in der wimmeln- den Chinesenstadt verschwand. Seither habe ich mehrmals von ihm Grüße erhalten, aus allen Teilen der Erde, wiedergesehen aber habe ich ihn bis heute nicht...

Toni Lenk.

Novelle von N. Bergmann, Mollis.

Nachdruck verboten.

III.

Es schien in der Tat, als ob sie das „Andere“ vergessen hätten. Wenn jemand im Dorfe Toni daran erinnerte, so tat er erstaunt, als wisse er nichts mehr davon, und niemand war imstande zu urteilen, ob dies möglich war. Jedenfalls wollten sie es vergessen. Wo ein Vergnügen war, ein Markt oder ein Tanz, da sah man den Korbflechter und sein junges Weib in den Wirtshäusern. Sie blieb schlank wie ein Mädchen; sie wollte tanzen, und er wollte beim Weine sitzen und spielen und sie bewundert und sich beneidet sehen. Wenn es sich um das Vergnügen handelte, waren sie immer eins. Hatten sie doch die frische Jugend und ein einsames Heim, und die Frau stammte vom „Adler“. Zwischenhinein schaffte er flink und gut, wenn er aufgelegt war; er tat selbst Tagelohnarbeit, wenn die Flechterei

zu wenig abtrug oder wenn er Abwechslung begehrte. Manchmal schlenderte er auch müßig dem Torfgraben entlang, hatte die Augen gesenkt und grüßte kaum, wenn ihm jemand begegnete. Die Erinnerung an die elf Tage, von Unberufenen wach erhalten, kam dann wie ein Schatten über ihn und quälte ihn mit ihrem unheimlichen Rätsel. Was war es gewesen, was? Wie und warum war es gekommen? Wird es wieder kommen? Gab es noch andere, die von so etwas wußten, oder hat es nur ihn überfallen? War die Ursache in ihm selber oder hatte sich irgend eine äußere, unsichtbare Gewalt seiner bemächtigt? Er suchte rastlos in seinem Hirn, wie der Moment gewesen war, von dem Agathe sagte, daß er das Werkzeug hingeworfen hätte, und wie die Tage nachher. Aber alles blieb ausgelöscht. Und

jedesmal endete die ungewohnte Grübele mit einem „Es wird wieder kommen!“ und mit einem Gang ins Wirtshaus. Es kam auch wieder. Sobald die Riedwasser tauten und die Landfahrer Toni Lent's Ware zum Verkauf mit in ihre Planwagen genommen hatten. Diesmal verschwand er nicht von der Arbeit weg, sondern aus dem „Sternen“ in Meinradsau, wo er Torf hingeführt hatte. Vom Tische aufgestanden, vom halbvollen Glase und von den Spielkarten weg, als wollte er sie nächstens wieder aufnehmen. Er hatte weder die Zechen bezahlt, noch jemand Weisung gegeben, dem Fuhrmann an seiner Statt Rof und Wagen zurückzubringen.

Ein eifriges Weib brachte Agathe spät am Abend den Bescheid, daß ihr Toni wieder den Rappel bekommen habe. Sie dankte nicht für die Botschaft, sondern machte die Tür vor dem Gaste zu und rüstete fast mit Gleichmut ihr Bündel, um wieder in den „Wdler“ zu gehen. Sie konnte ja nun ruhig warten, bis es ihm beliebte, wiederzukommen. Es war aber eine wildtürmische Nacht. Regen und Schnee fuhren unter Toben und Geheul gegen die Fenster, kein Mondstrahl durchbrach die Finsternis; alle Tiere hatten sich im Ried verborgen, das Schlagen der Weidenzweige am Dache klang wie das Pochen einer einlaßbegehrenden drängenden Hand. Wo war jetzt Toni Lent? Sie zögerte. Noch hinaus in dieser Nacht? Warum? Da fiel es ihr plötzlich ein, daß ihr Mann am vergangenen Sonntag eine Selbstmord aus dem Versteck genommen hatte. Also darum war der Fluch wieder wach geworden! Fort, fort ins Riedwasser mit dem Hexengold! Sie eilte in die Kammer hinauf. Ihr Grauen bezwingend, kniete sie nieder und hob das Brett. Diesmal ging es so leicht, als helfe von unten jemand nach. Klang nicht eine helle kleine Glocke in dem Beutel? Im Scheine des Petrollämpchens schillerte das blanke Metall auf dem schmutzigen Leder; das Köpfchen der jungen Bernerin mit dem Edelweißkranz beugte sich vor — Nein, nein, nicht in das Riedwasser! Sie ließ die sechs letzten Münzen von Hand zu Hand gleiten wie ein Spielzeug. Was sie doch für einen wunderlichen, spukhaften Zauber an sich hatten! Sie konnte zum ersten Male die alte Weiderin verstehen. Wenn man einmal anfangen zu sammeln, ja, dann schloß sich die Hand immer fester, erst die Hand und dann das Herz. Bis über den Tod hinaus mochte es verdrießen, wenn nachher eines der schönen Dinger nach dem andern wieder in die Welt hinaus geworfen wurde, und wenn man die Macht besaß, so rächte man sich. Nein, nicht ins Riedwasser! Behalten, festhalten... Jetzt lächelte die Großmutter von irgendwoher auf sie nieder. Ein Gefühl der Sicherheit und Uebereinstimmung mit dem feindlichen Etwas, das sie instinktiv in ihrer Nähe fühlte, kam über sie.

Ein Windstoß sauste von fernher und prallte an das Haus, als sollte es stürzen. Es war Tag- und Nachtgleiche. Ehe die Wucht erschöpft war, tönte es in ihren Ohren wie lustiges Knabengelächter. „Bin hungrig, bitt' schön, kleine Base!“ Ja, wenn dieser jetzt gekommen wäre und die Klänge seiner Violine sich

gemischt hätten mit den gewaltigen Sturmesliedern! Eine wilde Sehnsucht nach ihm ließ sie zittern von Kopf bis zu Fuß. Das Geld war nicht verschrieben gewesen. Die Hälfte hätte dem jüngern Entel gehört, und er wußte es wohl. Er stellte sich auch ein in den einsamen finstern Nächten, um zu fordern. Da warf Agathe die Goldstücke in den Beutel und diesen in das Loch zurück, holte Hammer und Nägel aus der Werkstatt und nagelte das Brett fest darüber, als wollte sie einen Dämon einschließen, wie der Bauer der Legende die schwarze Pestspinne. Dann packte sie ein paar Sachen in einen Korb und floh damit in die Nacht hinaus. Als der nasse Schnee ihr Gesicht peitschte und der Sturm sie vom Weg ab ins Riedwasser drängen wollte, kam etwas wie Mitleid in das aufgeregte Herz. Wo war jetzt Toni Lent? Wenn ihn der Fluch ins Wasser trieb? Heilige Mutter Gottes! Sie lief, sie rannte den erleuchteten Fenstern des Wirtshauses entgegen. Atemlos stand sie an der Tür. „Mutter, ich bin allein, nehmt mich wieder auf!“

Nicht elf Tage — fast drei Wochen dauerte es diesmal, bis Toni wieder kam. Bald stand das Ried in Blüte, Enzianen und Mehlprimeln warteten am Wege, niedrig und fein, wie die Blumen sind, über die der kalte Nordost des Vorfrühlings hinstreicht. Auch der April war frostig und stürmisch geworden. Noch schwankte an den Ufern der Wasserlachen der dürre Schilf, vom Winde gezaußt wie spärliche Greisenhaare. Halb verborgen von den Dünsten, die aus der schwarzen Tiefe stiegen, ragten einsame Weiden und Erlen feucht und gespenstisch auf. Noch reckten sie kahle Aeste gen Himmel, Krähen und schwirrende Starenschwärme ließen sich mit heiserem Geschrei auf ihnen nieder, und die weißen Anemonen bargen sich im Schutze der dünnen Blätter. Die Ferne war verhüllt; man konnte sich vorstellen, das öde unfruchtbare Ried ziehe sich hin ins Unendliche.

Toni Lent ging dem Torfgraben entlang, aber nicht vom Ried her und schien nach Leib und Seele aus seiner düstern Umgebung hervorgegangen. Er trug lehmfleckige Arbeitskleider und ausgetretene Schuhe und hatte schwarze Bartstoppeln um das Kinn. Ein Fluch kam über seine Lippen, als er sein Haus verschlossen fand. Er ging ringsum, nicht wie der Besitzer, sondern wie der Einbrecher, der einen Schleichweg in das Innere sucht. Ein Rabe schrie in der Weide auf — Toni nahm einen Stein und warf nach ihm, da floh das Tier schwerfällig übers Wasser. Durch die Stille, die nachher um das verlassene Heim lag wie lauter Todesfurcht, gellte eine Tanzmelodie vom „Wdler“ her. Dort hatte wieder einmal das alte schrille Klavier; denn es traf sich auch jetzt, daß es Sonntag war. „Sie tanzt,“ fuhr er dem Manne durch den Kopf, „sie tanzt!“ Er ging hinüber die fünf Minuten Weg — nicht mehr mit lässigen Schritten — und riß die Tür der Wirtstube plötzlich weit auf. Augenblicklich verstummte das Zehlen und Stampfen der Tanzenden. Aller Augen richteten sich auf den schwarzen Gefellen. Nur der Klavierspieler hämmerte noch eine Weile drauflos, bis ihm jemand einen Stoß zwischen die magern Rippen gab.

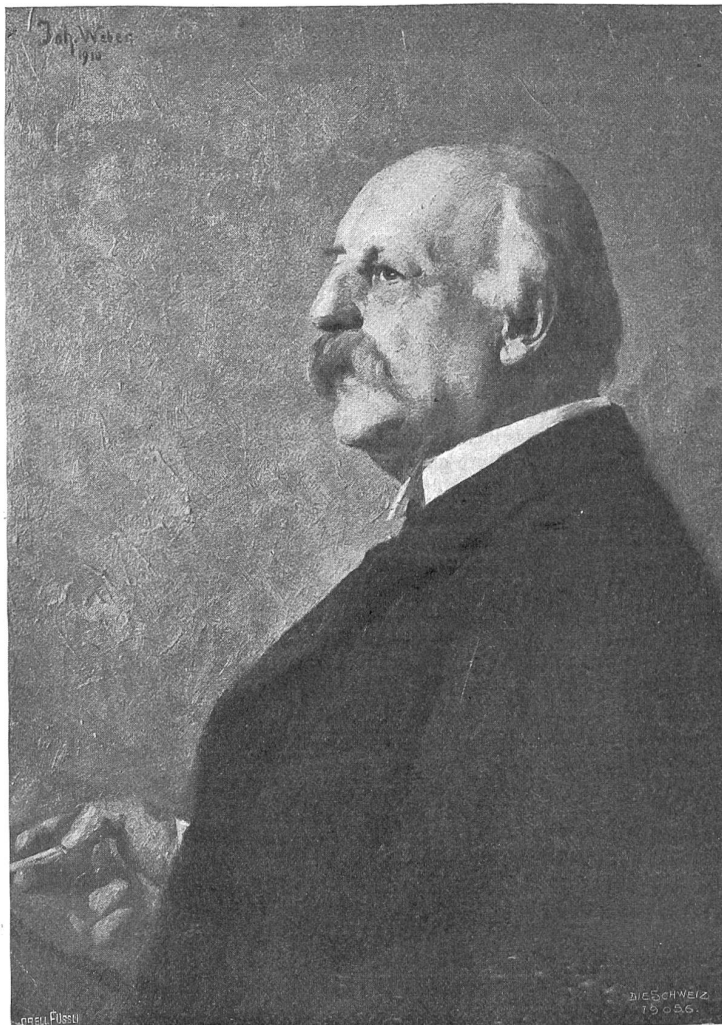


Johannes Weber, Zürich.

Bildnis des Herrn B.

„Agde!“ rief Lenfs tiefe starke Stimme. Agde stand in der zweiten Reihe mit heißem Gesicht und fliegendem Atem. Es war wahr, sie hatte getanzt. Auf seinen Ruf kam sie mit erhabenem Nacken heran, zwei Augenpaare trafen sich — in Weh und Zorn und Anklage. Niemand außer ihr schien für ihn da. Ja — doch — der Wein auf dem Tische. Das erste beste Glas nahm er und trank, trank ... Alle waren voll Scheu vor ihm, standen und starrten ihn an. Dann folgte er der Frau, die ihm voran aus der Stube ging. Kein Gruß zwischen den beiden. Erst daheim, vor dem dunkeln stillen Heim, dessen Türe sie langsam aufschloß, nahm er sie beim Arm und rief mit der gleichen lauten harten Stimme: „Du tanzest ... Kannst tanzen, während ich ...“ „Während du ... Was?“ Da war es wieder, das Andere, das er nicht zu sagen wußte. „Während ... mich ... das Unheil wegtreibt. Ist dir wohl nicht leid gewesen?“ „Wie sollte mir's nicht leid gewesen sein? Kein Weib schämt sich gern über ihren Mann, zahlt ihm die Zeche, wenn er davon läuft, läßt sich plagen, er sei hinterher allein auf die Hochzeitsreise gegangen! Meinst du, ich hätte sollen da auf der Schwelle sitzen und weinen und jammern oder Ave Maria beten, bis es dir gefalle, heimzukommen? Wahrhaftig, die Zeit wäre mir lang geworden!“ „Oh!“ Das abscheuliche Bewußtsein, ihr nie verständlich machen zu können, was ihm selber ein Rätsel war! Es brachte ihn außer sich. Er hatte niemand als sie. „Agde, du kannst hingehen und tanzen! Hingehen und tanzen in eurer saubern Wirtschaft!“ „Weil du kannst hingehen und trinken in andern saubern Wirtschaften und umherlungern und nichts schaffen! Verhungern hätte ich können deinetwegen, du ...“ Er schlug sie zweimal. Sie riß sich los und floh in das Dunkel hinaus. Jesus Maria! „Agde, Agde! Komm, dein Toni hat dich nicht geschlagen!“ Er hörte ihre Tritte; sie eilte und lief wie ein Wild, wie an dem Abend nach seinem Verschwinden. „Agde!“ Ihre Tritte verloren sich. Da lehnte er sich an die Wand, drinnen, wo er daheim war, in ohnmächtiger Verzweiflung. Wenn er doch einen Feind gehabt hätte, einen falschen Ankläger, den er hätte fassen können! Was war es, das ihm sein Haus zerstörte? Was? Der Mond hatte einen Augenblick das Gewölk durchdrungen und warf einen blassen Schein auf den Fußboden. „Nur soviel Licht“, rief Toni Lenf heiser, „nur soviel! Herrgott, mich treibt's, weiß nicht wohin, und sie wartet nicht auf mich, sie geht tanzen! Daß du doch ins Nidwasser hineintanzest, du, Liebste des Zowajsch, eh' ich mit dir Hochzeit mache! Wenn ich dich unter meinen Händen hätte, wenn ich dich doch hassen könnte! Aber ich könnte dir doch nichts antun! Ich habe nie einen Menschen lieb gehabt außer dir ... Wie sie sich dreht im Tanz und sich halten und drücken läßt und lächelt! Es ist wie Feuer um sie her. Wenn sie aufhört, so ist's, um andern einzuschenken ... Ein Mensch geht weg vom Weibe und vom Haus, geht, ohne daß er will und weiß! Herrgott, das tut nicht einmal ein Tier! Ich würd' es keinem glauben, der mir's sagte! Wenn ich nur ein Wort hätte, um zu sagen, wie das sein kann! Mir ist, jemand sollt' es wissen. Wenn niemand mir glauben würde, wenn nur ich selber es wüßte! Nur soviel Licht, Herrgott, nur soviel!“ Und dann kam wie eine wiederkehrende Welle der erste Zorn zurück: „Agde, ich bin wie verflucht, und du — du gehst tanzen!“

Am folgenden Morgen gingen die Kinder von Berg-Rohrbach in frisch gewaschenen Sommerkleidern mit ihrem geistlichen Herrn aus, um die bestellten Felder zu segnen. Sie



Johannes Weber, Zürich.

† Professor Albert Müller, Architekt (1910*).

trugen ein Kreuz voraus, das in der Sonne glitzerte, und freuten sich des Feiertags. Am Abend aber schrien die Burschen nach der Sitte der Gegend den Lenf aus als einen, der seine Frau mißhandelt hat. Nicht im Dorfe fand das Gericht statt, sondern oben auf dem Hügel, der die Kapelle trägt. Es dunkelte schon, eine ruhige, windstille Nacht, in der sich das Leben des Frühlings in scheuer Verborgenheit regte. Da schrie urplötzlich eine Stimme laut, scharf und gellend von der Kuppe des Hügels herab: „Toni Lenf!“ und dann noch einen alten, sonderbaren Spruch ohne Sinn. Als bald erhob sich ein Höllenlärm, Schüsse knatterten, Rindertrompeten schrillten, Pfannendeckel schlugen zusammen. Das scholl durch die Stille bis an das Zollhaus an der Rheinbrücke und war hörbar bis an den Dorfgraben, wo der Schuldige allein war. Dann wie auf Befehl wieder Todesstille, bis abermals die Stimme eines Unsichtbaren aufschrie: „Toni Lenf!“ und wieder folgte aus den Büschen das Anallen, Klirren und Rasseln. Und so siebenmal. Dann blieb es still. Kaum ein Tritt, kaum ein Geflüster verriet das Verschwinden der verborgenen Richter. Es war, als ob Geister den Lenf gerufen und versenkt hätten. Vor drei Vierteljahre Hochzeit gehalten und schon ausgeschrien! Schande über Toni Lenf! Was scherte ihn das! Mochte man ihn strafen und der Schande überlassen, wenn nur das Andere nicht wieder kam und Agathe nicht tanzen ging ...

*) Bgl. „Die Schweiz“ XVII 1913, 52.

Er machte sich am Morgen mit trügen Schritten auf, die Entflohene heimzuholen. Vielleicht hatten seine Richter ihr genug getan. Sie stand am Brunnen hinter dem Wirtshause, als er kam. Das Wasser rieselte über den Rand der Kupfergelle, sie schien den blanken Tropfen zuzusehen wie ein Kind. Aber sie war unfroh dabei, und ihr Gesicht veränderte sich kaum, als sie ihn sah. Er redete sie mit einem ungewohnten Ernste an: „Du hast mich verklagt und ausschreien lassen, Agde! Jetzt...“ „Nicht ich,“ fiel sie ihm ins Wort, „meine Mutter!“ „Das ist mir gleich. Jetzt sei wieder zufrieden und komm' mit mir.“ „Ja.“ „Wenn du noch einmal hinauf willst, so wart' ich dir da.“ Sie nickte und hob die Gelle mit einer sichern Gebärde auf den Kopf, sie ins Haus zu tragen. Er beugte sich über die Brunnenröhre und trank. Zwei Kinder gingen vorüber, eins sagte halblaut zu dem andern: „Lug, das ist der, den sie gestern abend ausgeschrien haben!“ Daraufhin blieben sie stehen und staunten ihn an. Er lachte und sagte: „Ja, seht ihn nur recht an!“ Die Mutter der beiden kam und holte sie weg. Endlich trat Agathe zu ihm, den Korb am Arm. Seite an Seite gingen sie, wie vorgestern. In der Küche, wo sie den Korb auf die Fensterbank stellte, brach sie das Schweigen. „Toni, wir wollen das alles nicht mehr so schwer nehmen, sonst kann ich nicht mit dir leben. Bist jetzt wieder da und hast dein Teil gehabt, und mir tu's auch nicht mehr weh. Wir müssen nur nichts von einander fordern. Soll jedes seiner Wege gehen.“ Er gab keine Antwort. Da fuhr sie fort: „Nur eins sag' ich dir: Ich habe das Loch in der Kammer, wo die Münzen sind, vernagelt. Mach's nicht wieder auf!“ „Warum?“ „Die Erbschaft hat dir der Teufel gesegnet. Das ‚Andere‘ packt dich nur dann, wenn du davon nimmst.“ „Dummes Zeug!“ „Nein, ich weiß es. Die Wederin geht um und tut dir Schaden, wenn du ihr Geld verbrauchst.“ „Komm mir nicht mit dergleichen verrücktem Zeug!“ „Ich mein' es gut, Toni, ich bitt' dich. So gewiß du's tust, so gewiß läufst du mir wieder weg. Wenn du wüßtest, was für Zeug die Leute schwätzen! Das schöne Häuslein gehöre dir gar nicht zu Recht. Man wisse nicht, aus wessen Geld du alles bezahlt habest, und was dich hinaustreibe, sei das böse Gewissen.“ „Hab' kein Gewissen, kannst es ihnen sagen.“



Johannes Weber, Zürich.

Töchterlein des Herrn St.-T. (1913).



Johannes Weber, Zürich.

Söhnchen des Herrn St.-T. (1913).

„Aber verfluchtes Geld hast.“ „Verflucht oder nicht, es gehört mir — zum Brauchen.“

Es war nicht lange nach diesem Gespräch, so kam der alte Pfarrer des Werts. Er war ein bäurischer Mann aus den Bergen gebürtig und kein Gelehrter. Einst hatte er Teilnahme für die beiden Jungen vom Torfgraben empfunden und sich ins Mittel gelegt, wenn die Wederin den Pauli mißhandelt hatte. Dann hatten sie ihm und der Kirche den Rücken gekehrt und waren ihm aus den Augen gekommen. Aber jetzt war er durch das Gerede der Leute und das Ausschreien wieder aufmerksam und neugierig auf den Korbflechter geworden. Er wollte sehen, was mit ihm war, und ihm ins Gewissen reden. Vor der Tür fand er ihn, über eine Arbeit gebeugt, nüchtern und ruhig.

„Grüß Gott, Lenk!“ Toni stand auf. „Guten Tag, Herr Pfarrer!“ „Hast dein Häuslein schmuß hergerichtet.“ Er sagte das so freundlich, daß Lenk ein wenig lächelte und fragte: „Wollt Ihr in die Stube kommen, Herr Pfarrer?“ „Ich danke; es gefällt mir so gut auf deinem Bänklein da, daß ich gern eine Weile bleibe, wenn dir's recht ist. Ich will dich nicht an der Arbeit hindern, fahr' nur fort.“ Lenk tat es, ohne zu antworten. Auf seiner Stirn berührten sich die breiten Brauen. Er sah jetzt mehrere Jahre älter aus, als er war. Wie ein Mensch, dem die Freude tot ist.

„Sieh, junger Bursch, in deinem Leben geht Gutes und Schlimmes durcheinander, wie bei deiner Flechtereier da die Ruten. Denkst auch manchmal an so etwas, Toni?“ „Nein.“ „Gehst weg ins Wirtshaus oder auf deine unselige Wanderschaft — ohne Gedanken?“ „Ja, Herr Pfarrer, ohne Gedanken.“ „Und bist doch ein Mensch!“ „Ein Mensch ist da, mein' ich, eh' er sich mit dem Denken abgeben muß. Ich denke jetzt reichlich viel, aber ich gehe fort ohne Gedanken.“ „Wie kommt es dich an?“ „Ganz ebenso, wie es den Wind ankommt, in die Weide zu fahren. Ich weiß es nicht.“ Er sagte diese Worte stets mit dem Ernste und der Schwere eines Bekenntnisses. „Aber wenn du dich an eine höhere Macht mit allen deinen Kräften klammern wolltest? Wenn du in die Kirche fliehen würdest oder niederknien zum Gebet da, wo du bist, damit

ein guter Engel dir wider den Dämon beistehe?" „Kann nicht beten.“ „Ich habe es dich gelehrt, als du ein Knabe warst.“ „Ja, etwas hinplappern.“ „Versuch's, wenn es wieder über dich kommt. Nicht mit den Lippen, mit der Seele! Fang jeden Tag mit dem Vaterunser an.“ Lenk schwieg. Er hatte gedacht, durch diesen vielleicht Klarheit zu erlangen. Aber auch der alte Herr glaubte, daß er in jenem Augenblick etwas „versuchen“, etwas wollen könne. Also brauchte man nicht länger zu reden. Der Pfarrer war erledigt. Er flocht langsam eine Gerte durch die Rippen des Holzkorbcs zwischen seinen Knien.

„Du tust mir leid Toni, mit deiner Verstocktheit.“

„Der Herr Pfarrer tut mir auch leid. Hat, wie ich, einen ummühen Gang getan und versteht den nicht, mit dem er redet.“ „Wie du? Deinen Pfarrer treibt Gott und das Mitleid mit den Angefochtenen, und dich...“ „Und mich treibt der Teufel, meint Ihr?“ Lenks unheimliche Augen erhoben sich zu dem alten Mann und ließen diesen ihre dunkle Tiefe sehen. „Gestern habt Ihr die schädlichen Geister von den Feldern getrieben mit Euerm hölzernen Kreuzlein und Euerm heiligen Geschwäg. So treibt mir auch den Teufel aus, wenn Ihr könnt, Pfarrer...“ „Halt, du redest lästerlich!“ rief dieser laut. „Alle, die mir raten wollen, entsetzen sich. Warum kommt Ihr denn? Ich begehre weder Euch, noch Euern Rat, noch Eure Schelte.“ „Ich bin nicht gekommen, dich zu schelten. Du bist kein schlechter Mensch. Laß dich nicht hinterher schlecht machen durch das Unglück und mißhandle nicht dein junges Eheweib, weil du dich selber geplagt meinst; der gute Gott kann dir wieder bessere Tage schenken. Aber siehst du, das ist das Geheimnis: Wer durch unsern lieben Heiland von den bösen Geistern erlöst sein will, der muß vor ihm knien.“ „Ich habe steife Glieder, wenn es auf das Knien ankommt, und kann niemand sehen, vor dem es mich niederzwingt. Kann ich aus meinen Stöcken da einen Herrgott machen? Ihr stellt zwar dergleichen in den Kirchen auf und legt Knieschemel davor. Einen Herrgott von Holz und Knieschemel von Holz!“ „Toni, Toni! Wenn ich dich doch lehren könnte, den Geist erfassen!“ „Einen Geist kenn ich, Herr Pfarrer. Wißt Ihr welchen?“ „Gott sei's leider geklagt, den, der im Rotwein ist!“ „Ja, just den.“ Der

Alte stand auf, traurig und empört. Lenk tat es auch. Eine flüchtige Spur von Freundlichkeit trat auf sein Gesicht. „Ich habe Euch beleidigt, Herr Pfarrer, und Ihr seid doch in guter Meinung zu mir gekommen. Für diese Güte sag' ich Euch Dank!“ „So komm, wenn du dich bedrängt oder versucht weißt, ohne Scheu zu mir. Behüt dich Gott, Toni!“ Er bot ihm die Hand, und Lenk ließ ihn schweigend gehen.

Agathe hatte einen Teil dieser Reden gehört. Gerade den, der ihren Glauben zu bestätigen schien, daß ihr Mann unter der Gewalt des Bösen stehe. Ihr begann vor ihm zu grauen. Des Nachts, wenn eins mit ihm, mußte sie daran denken, daß unter ihnen die Goldstücke verborgen lagen und daß sie auf irgend eine Weise Anteil an dem Fluche haben müsse, mit dem er belastet war.

IV.

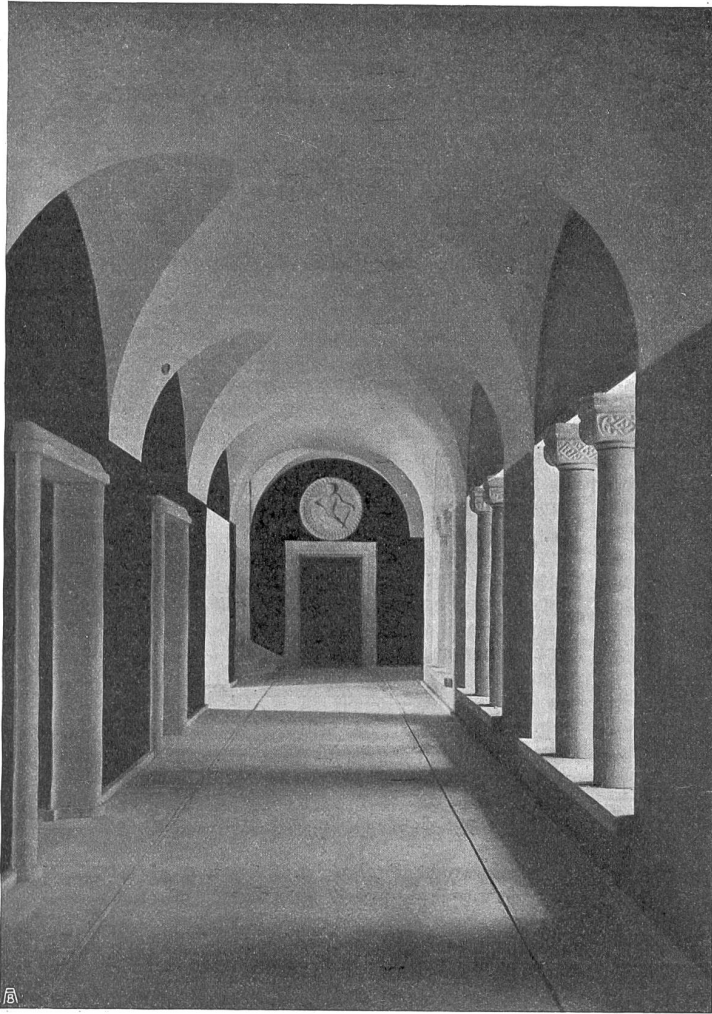
Zwei Tage lang rauschte der Regen ohne Unterbrechung. Zwei Tage lang schwemmte der Regen Massen schmelzenden Schnees von den Hochalpen. Zwei Tage lang trantfen alle verborgenen Quellen, und da, wo sich sonst kein Wasser aus der Erde gewagt hatte, brachen die Brunnen der Tiefe auf. Wer bei der Rheinbrücke vorüberkam, warf einen Blick auf den Strom. „Er wächst“, sagte der Glöckschuster am Zoll, „seit einer Stunde wächst er rasend!“

Weiter rauschte der Regen und beugte die Zweige der Erlen und Weiden am Ufer tief über die wilden jagenden Wellen. Trübe Wirbel drehten sich, verschlangen einander und wälzten sich in einem schlammigen Chaos dem See entgegen. Die Berge waren verhüllt von einförmig grauem Gewölk, das sich endlos in Wassertropfen auflöste, damit diese sich wieder zusammenfanden zu Strömen. Aus den verborgenen Tälern kamen sie hervorgequollen, zornig drohend und gigantisch. „Der Rhein wächst“, hieß es beim Zollhause. Immer noch fiel der Regen. Die Kanäle und Mulden im Ried füllten sich. Kleine helle Teiche entstanden. Weiße Sternblumen, dunkle Salbei und rote Wiede schimmerten am Grunde des Wassers und wurden, wenn der Wind es bewegte, leise hin- und hergewiegt. Der dürre Schilf lag an der Erde, kein Vogel flog über dem Ried. In der Nacht des dritten Tages dröhnte durch das Geräusch des Regens dumpf und schwer das Brausen des Stromes. Die Leute blieben wach in den Häusern; denn immer noch hieß es am Zoll: „Der Rhein wächst!“ Da begann auf dem Hügel, wo sie Toni Lenk ausgeschrien hatten, das Glöcklein der Kapelle zu läuten, dann die Kirchenglocke. Männer und Burschen griffen nach Laternen, Enterhaken und Seilen und begannen den Kampf um die alte gedeckte Brücke. Sie ruhte auf Stützen, die nur aus Balkenwerk bestanden und unter dumpfen Schlägen stöhnten und krachten. Eine schwarze Masse hatte sich quer übergeworfen, ein zerschundener Tannenstamm, aus den Bergen hergeschwemmt. An dem Baume stauten sich Sträucher, Bretter, Klumpen, von denen man noch nicht sehen konnte, was sie waren. Der Baum mußte weg, sonst war die Brücke verloren oder gestaute



Johannes Weber, Zürich.

Töchterchen des Herrn W. = Ch.



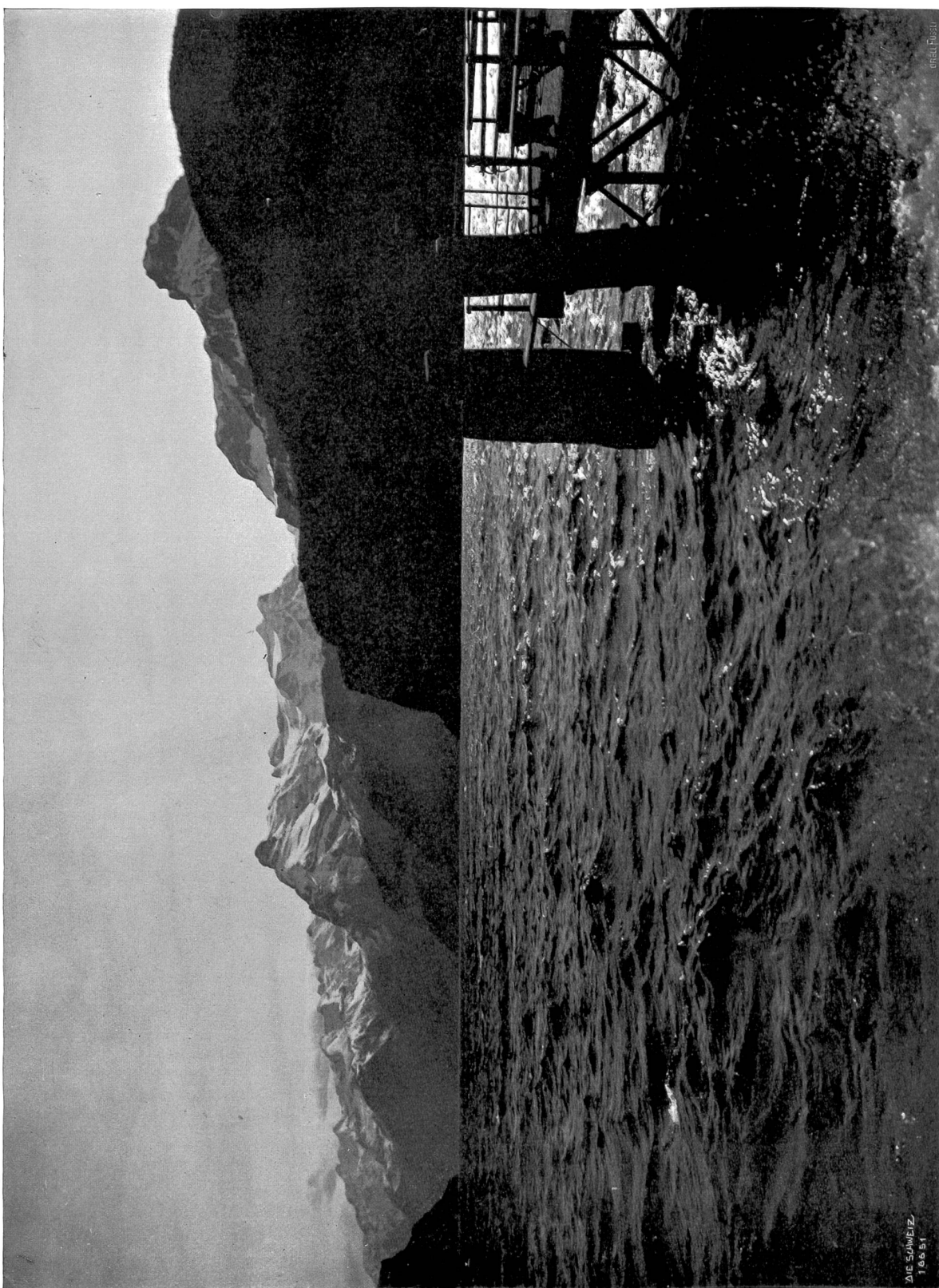
Aus dem Innern der neuen Zürcher Universität. Korridor im Kollegiengebäude, im Grund die Eingangstür zum Senatsszimmer (Skulptur von Otto Kappeler, Zürich).

Wasser brachen sich Bahn in die Ebene hinaus. Und als dieser erste endlich gelöst war und die Richtung flussabwärts gewann, kamen andere, und über sie hinweg warfen sich die Wellen raubgierig an der Brücke empor, ein gereiztes empörtes Volk. Endlich, als der Morgen dämmerte, ließ der Regen nach. Stille war nachher in den Lüften, als ob Wolken und Winde in einem großen Schweigen verharren wollten, damit nichts anderes hörbar sei als die gewaltige Stimme des Stromes. Die Wasser erzählten und wandten gleichsam Blatt um Blatt in einem grausen Bilderbuch: Hausrat tanzte vorbei, in höhnischem Spiel emporgeworfen, umgedreht, verschlungen. Ein Schindeldach, ein Bretterboden, ein Wirtshauschild, zwei tote Ziegen, Gartentor und Zaun, Bäume mit großen wirren Wurzeln. Ein Grabkreuz, eine lange, lange Bank. Immer mehr und mehr! Woher das alles? Weit her, aus den Bündner Tälern. Nichts ans Ufer ziehen, dazu ist keine Zeit, nur den Weg zwischen den bebenden Pfeilern der Brücke freihalten! Sie schaffen zu beiden Seiten, Schweizer und Oesterreicher, mit übermenschlichen Kräften. Bis über die Hüften wagen sie sich in den Strom hinaus. Die langen Haken saufen, treffen und reißen in den Strudel zurück, was sich stauen will. Keiner ist so verwegen wie Toni Lenk. Er stemmt sich als der vorderste wider die schwersten Wellen, er schafft unablässig und denkt nicht an die eigene Sicherheit. Manchmal schreien die Leute

am Ufer laut auf und halten ihn für verloren. Sie sehen den Glanz seiner Augen nicht und wissen nicht, daß das eine Wohltat für ihn ist. Er fühlt es halb bewußt, wie der Mann in ihm sich inmitten der Wucht dieses Kampfes auf Leben und Tod wieder aufrichtet. Er gewinnt den Strom lieb, mit dem er ringt, es ist ihm, als ob Arme ihn umschlingen würden, wenn eine Woge sich wider seine Brust wirft, um ihn mitzureißen. Dann duckt er sich ihr entgegen und schleudert im nächsten Augenblick die Stange wieder. Einmal treibt ein Baum auf ihn zu, ehe sein Arm frei ist. Jetzt ist er hin! Da läßt eine fremde Hand den Haken pfeifen — ein guter Speerwurf — und der Stamm ändert den Kurs und fährt hart an Lenk vorbei. Er nimmt sich eine Sekunde Zeit, um zu sehen, wer ihm den Dienst getan hat. Lachende Augen begegnen den seinen: ein seltener Gast von Berg-Rohrbach hat sich fest hinter ihn in die Reihe der Wehrmänner gestellt — Paul Zowaschka. Dem ist nicht angst um Haus und Feld, den schert die alte Brücke nicht, den treibt nichts als die junge tatenhungrige Lebenskraft. Er bewältigt nicht die schwersten Lasten; aber er verfehlt kein Ziel, Auge und Hand messen so sicher wie die eines Laffowerfers. Die beiden Buben vom Torfgraben lachen einander zu und zählen nicht, was einer für den andern tut. Endlich, um Mittag, scholl den angstvoll Wartenden der erlösende Ruf entgegen: „Das Wasser fällt!“ Ein Aufatmen, da und dort ein Dankgebet — und die Furcht der Befreiten machte alsbald der Lust des Schauens Platz. Sie jammernten zwar, da das eigene Unglück verhütet war, um das der Bündner; aber ein Ton der Erleichterung klang mit.

Drunten arbeiteten sie noch den ganzen Tag. Paul Zowaschkas Arm traf nicht mehr so sicher; aber sein Uebermut blieb wach. Er harrete mit Lenk bis zuletzt aus und fischte endlich einen roten Weiberrock, den er wie eine erbeutete Fahne am Haken über seinem Haupte schwang. Das Wasser rann ihm aus den Haaren. „Kommt in die ‚Krone‘, wenn's dunkelt,“ rief er der Jungmannschaft zu, „das feiern wir; ich spiele euch auf!“ Und dem Better beichtete er: „Im letzten Winter war ich Mitglied eines Zirkus-Orchesters, zünftig und verwöhnt. Jetzt bin ich frei und wieder untergetaucht, wie meine Freunde sagen. Von einer Wasser-Pantomime zur andern.“ Lenk, nach der Anspannung aller Kräfte in gedankenloser Schwerfälligkeit ausschreitend, sah ihn mit plötzlicher Aufmerksamkeit an. „Mußt du?“ „Müssen? Wie meinst du das?“ „Ob du wider deinen eigenen Willen auf die Wanderschaft gehst?“ Der Böhme lachte hell auf. „Behüt mich Gott! Ja, wider den Willen anderer schon!“ Toni schwieg wie immer, wenn er die erhoffte Antwort nicht erhielt. Da setzte Paul hinzu: „Solange mir's gefällt, gebe ich dem Zigeunerblut nach, das in meinen Adern den Wandertakt schlägt. Das ist mein Zwang und meine Freiheit, hallo!“

Noch beherrschte die Stimme des Stromes das Land. Vom offenen Fenster der „Krone“ sah man durch die Stämme der Weiden das ruheloße Gewoge in trübem Lichte dahinschießen. Toni Lenk saß mit seinem Glase ein wenig abseits. Es ging hoch und lustig her, die Strapazen waren vergessen. Zowaschka spielte anfangs, was den Leuten gefiel, ein Durcheinander, bald munter, bald gefühlvoll, Volksweisen, die sie kannten und durch ihr Singen verdarben, Tänze, zu denen sie den Takt unter den Tischen stampften. Aber nachher spielte



Föhrföhrung am Urnersee.
Nach photographischer Aufnahme von Alfred Ryffel, Zürich.

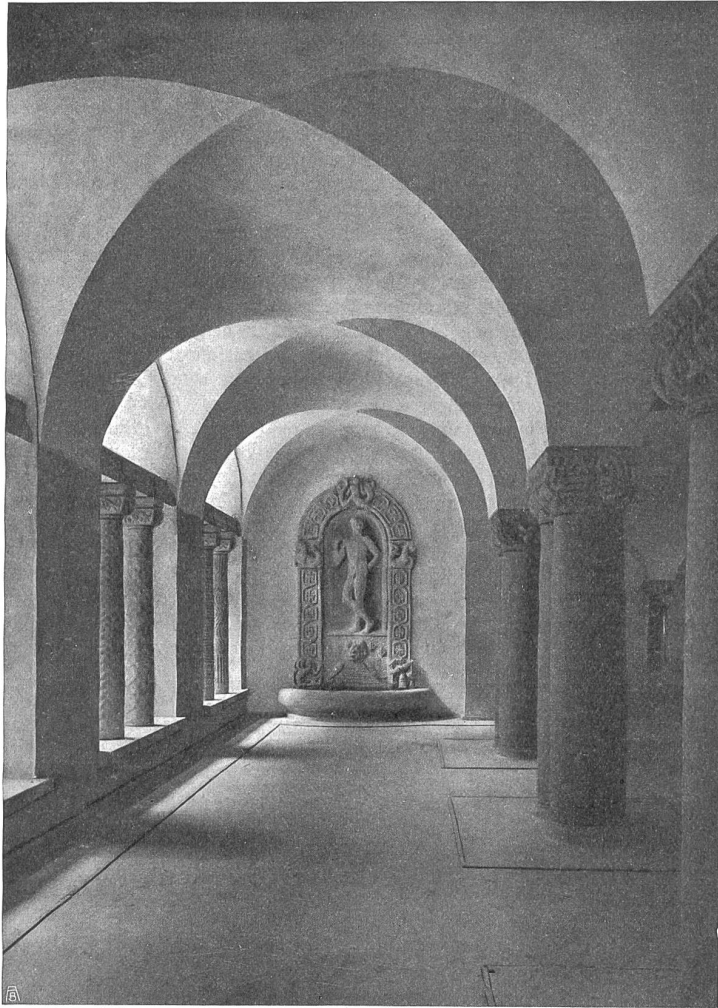
ALFRED RYFFEL
1885

er für sich selber. Etwas Aufregendes, eine glühend temperamentvolle ungarische Rhapsodie. Der Zigeuner-Virtuos stand auf einer Truhe erhöht, er trug ein Wollhemd nach Art der Sportsleute, leinene Beinleider mit bunt gesticktem Gürtel und Spangenschuhe an den bloßen Füßen. Seine Haltung und jede Gebärde der Hand, die den Bogen hob und senkte, war von unbewußter Harmonie. Das wellige dunkle Haar war noch feucht und fiel ihm in die Stirne, deren Schönheit halb verhüllend, die Augen aber, in denen alle Lichter spielten, blickten über die Mannschaft hinweg. Sie klatschten, riefen bravo und umhüllten ihn allmählich mit Tabakqualm. Er hatte seinen Spaß mit ihnen, fast wie ein Prinz, der das Untertauchen als Sport und Spiel betreibt. Endlich kam ihm eine sonderbare Laune. Er hieß sein Publikum schweigen, und eine alte, feierliche Melodie erklang, die ihnen fremd war. „Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.“ Er flocht nach freier Erfindung Phantasien in das Lied; aber auch diese waren von strenger Einfachheit, als hätten sie von Anfang an dazu gehört. Das eintönige Tosen des Rheins war seine Begleitung, der Grundakkord, auf dem sich die reinen Klänge in zartem, schwermütigem Piano wiegten. Einem Wissenden hätte sich wieder einmal der Künstler von Geblüt verraten, der als leichtsinniger Knabe seine Perlen vor die Schweine warf; denn die Hörer langweilten sich und begannen wieder achtlos zu trinken und zu schwagen. Er zürnte ihnen nicht, sondern spielte zu Ende, als ob er allein oder unerreicht von den störenden Geräuschen wäre. Da fiel ihm Toni Lenk auf, der einsilbiger als die andern dasaß und trank. Zowaschta sprang von der Kiste und trat zu ihm. „Warum sitztest du da in einer Armesünderecke? Ist etwas mit deinem Weibchen?“ „Nein.“ „Was macht es denn?“ „Lacht und tanzt.“ „Schön, und du? Trinkst?“ „Laß die verdammte Fragerlei!“ „Dann sag mir, was du hast.“ Paul war guter Dinge, freundlich und zutraulich und legte ihm den Arm brüderlich über die Schulter. Da überwältigte den verschlossenen Lenk ein unwiderstehlicher Drang zu reden. Selbst zu diesem Jüngern, den er nicht einmal als Freund anerkannte. Er beugte sich ein wenig vor und begann ihm leise und drastisch von seinem Unheil zu reden, wie es ihm zurzeit gegenwärtig war. Manchmal hielt er inne, um in seiner Erinnerung zu suchen oder weil der Ausdruck ihm fehlte. Dann half ihm Zowaschta, in einer andern Sphäre halb heimisch geworden, müßelos weiter. „Ich hab's schon zweimal getan, wird mir gesagt. Mir ist, als ob ich zeitweise, wenn ich fort bin, lustig wäre. Aber nachher ... Wenn mir's nichts ausmachte, zugrunde zu gehen — ohne Weib und Haus — dann würde ich mir das alles aus den Gedanken wegsaufen. Manchmal weiß ich auch so nichts mehr davon.“ Der Musikant hatte gelassen zugehört und nur bei den letzten Sätzen schier geringschätzig mit den Mundwinkeln gezeit. „Nichts als irgend etwas Krankhaftes im Kopf oder in den Nerven,“ meinte er; „ist nicht der Mühe wert!“ „Im Ernste, Zowasch, weißt du, was es ist?“ „Dein Vater war ja etwas Sonderbares, nicht? Vielleicht bist du epileptisch.“ „Was ist das?“ „Es sitzt in den Nerven. Kannst ja einen Doktor fragen.“ „Um so was! Hab' ich gebrochene Glieder?“ Und als Zowaschta wieder lachte, rief der andere herrisch: „Weiter, wenn du noch etwas weißt! Kommst ja weit durchs Land.“ „Wart' einmal. Ich habe im Zirkus einen Jongleur gekannt — einen frechen Kerl nebenbei — der fing auf einmal an den Atem zu verlieren und zu zittern, wenn er auftreten

sollte. Eine Zeit lang ließ man ihn; dann aber wollte ihm der Direktor den Laufpaß geben. Nur noch einmal probieren! Ich stellte mich vor ihn hin, zog mein dünnes Messerlein und befahl ihm in dem Tone, der dir vorhin beliebt hat, sich zusammenzunehmen. Als er das Ding in meiner Hand sah, lief er früher, als er sollte, auf die Bühne, und es ging. Das war nervös. Sei so nüchtern, wie du kannst, und wenn du's kommen fühlst, stelle dir vor, der Zowasch stehe dir mit dem blanken Messer im Weg.“ Er hatte lachend in den bunten Gürtel gegriffen. Und als Lenk schwieg, weil auch Paul ihn noch der Ueberlegung fähig hielt, fügte dieser hinzu: „Was ist da weiter dabei? Du gehst und kommst wieder. Wer wird so 'ne Geschichte draus machen?“ „Bin verheiratet.“ „Das weiß ich. So, daß sich's lohnt, daran zu denken. Agdeli wird sich freuen, wenn der schwarze Herzensschak wieder auftritt.“ „Sie tanzt, während ich fort bin! Aus dem Adler hab' ich sie holen müssen, vom Tanz weg! Danach haben wir Händel angefangen, und ich habe sie geschlagen...“ „Was? Du hast sie geschlagen? Und weil sie tanzte? Brutaler Kerl, verdammter, der du bist! Mein Agdeli geschlagen, das Feine, das Erste, das mir zuhören mochte! Hab' ich sie dir gelassen, damit du sie schlägst?! Wenn ich das gesehen hätte, in Teufels Namen...“ „Was gibst's dort?“ unterbrach eine Stimme vom andern Tisch her die leidenschaftliche Rede. „Halt dich ruhig, Musikant! Der Lenk hat heute allen voraus geschafft, wir nehmen seine Partei.“ „Ist nicht nötig,“ antwortete Toni aufstehend. „Ich und der Zowasch haben uns von jeher geschlagen und ver-



Aus dem Innern der neuen Zürcher Universität. Türe zum Rektorat im Kollegiengebäude, Skulptur von Otto Kappeler, Zürich.



Aus dem Innern der neuen Zürcher Universität. Wandelhalle im Erdgeschoß des Kollegiengebäudes, mit Wandbrunnen von Otto Kappeler, Zürich.

tragen; das wird wohl so bleiben. Kommt, Wirtin, ich will zahlen!"

Paul wandte dem Torfgraben-Herrn den Rücken und blickte über den Rhein weg. Sie gingen ohne Gruß voneinander.

Das war wohl etwas Besonderes, daß Lenk als erster aus der Wirtstube ging, wenn er einmal dort saß. Er hatte aber mancherlei gehört, das ihn umtrieb. Einmal — Zowasch hatte eine Erklärung gewußt. Eine, die ihm selber nahe lag. Der gleichen sitze in den Nerven. Hatte nichts und wieder nichts mit dem abergläubischen Unsinn zu tun. War das die Lösung — die Erlösung? Nur das? Etwas verächtlich Gerings hatte ihn so tief heruntergebracht! Nerven waren nur irgend ein Ding im Körper, das seine Launen hatte und niedergezwungen werden konnte. Jede Krankheit, die nicht zum Sterben ist, kann doch einmal heilen. Mußte es nicht doch einen Zwang von außen dawider geben? Dem Schuster, der bisher am Zoll gefessen hatte, war der Rhein heute verleidet. Wenn er sich nun verpflichten würde, ein Jahr lang drunten auszuharren? Er konnte auch dort sein Gewerbe treiben; der Torfgraben war nicht weit weg, Agde konnte zu ihm kommen, so oft sie wollte. Wenn der ganze Mensch mit allen Nerven überzeugt wäre, daß es da überhaupt kein Verlassen des Postens gab, daß das Weggehen Schmach und Schande wäre, ärger als

das Ausgeschrienwerden,* ob das ihn nicht doch halten würde? Er fühlte seinen Willen nach der wichtigen Arbeit unüberwindlich stark. Ihm selber kam es unglaublich vor, daß dieser Wille hatte kampfflos überwältigt und ausgelöscht werden können. Etwa wie bei denen, die den St. Veitstanz hatten. Oder hatte Zowasch so etwas gemeint? Oder war alles zusammen nur Einbildung der Leute, die sie ihm in den Kopf gesetzt hatten, und war er nie fort gewesen? Er der eine Gesunde und sie die Kranken? Narrheit über Narrheit! Die Erklärung, daß „es“ von den Nerven oder vom Kopfe kam, genügte nicht, den Fluch des Denkens und die Verbitterung wider die Menschen von ihm zu nehmen. Und dennoch — es sollte gewagt werden. Nur auf der Hut sein, damit „es“ ihn nicht jäh überfalle! Noch war er von manchen geachtet, das hatte sich ihm vorhin gezeigt. Noch konnte er seinen Mann nicht nur stellen, sondern auch gelten. Mit dem Trinken konnte er sich zusammennehmen, wenn es sein mußte. Wenn das Andere ihn nicht mehr quälte, dann wollte er auch wieder einmal zur Kirche gehen. Hoch und heilig wollte er aus jedem Glauben heraus sprechen, auf dem Posten zu bleiben. Er würde Freundschaft halten mit dem schönen wilden Rhein. Horch, wie schwer und drohend erfüllte der Rhein noch immer das Land mit der Stimme seines Jornes. . . Was hatte Zowasch heute Kurioses gespielt? Gut, daß Agde, die über seine Musik närrisch wurde, es nicht gehört hatte! Dabei verloren sich alsbald Lenks gute Gedanken. Das nie ganz gestorbene Mißtrauen fing an, Pauls Worte zu drehen und zu wenden. „Mein Agdeli! Ich hab' es dir gelassen!“ Das Blut stieg ihm heiß in die Stirn. Er wußte, daß keines der beiden ihm je die Wahrheit sagen würde; Zowasch gab ihm nur dann und wann wieder einen Stachel mit. Aber wie konnte man dem Jungen glauben, für den es nur Spielerei gab!

Von Norden her kam der Wind und wühlte im Röhricht, sein Lied breitete sich aus und wurde zum geheimnisvollen Chor; das Lied sang nah und fern, und die Weide pochte leise an das Dach des Häuschens. Als Lenk in die Stube trat, zündete Agathe die Lampe an und nickte ihm zu. „Das hätt' ich nicht geglaubt,“ sagte sie freundlich, „daß du schon kommen würdest.“ „Agdeli, magst mich denn noch leiden?“ Ihre Augen lachten ihn schelmisch an. „Ob ich dich noch leiden mag, schwarzer Landfahrer? Weißt wie? Jetzt so, jetzt anders!“

Toni Lenk war ein Zöllner geworden. Das Amt war nicht sonderlich begehrt, und er hatte in der Tat denen, die ihn zweifelnd gefragt hatten, ob er ausharren werde, gesagt: Ich will und verspreche es hoch und heilig. Er schrieb diese Worte mit seiner steifen Schrift und trug sie bei sich, wie der Pfarrer das Brevier. Allmählich wurde es heller vor seinen Augen, je mehr Zeit über seine Reisen hinging. Die Gedanken fingen an, das Verhängnis wie einen unheimlichen Ort zu fliehen, und vergaßen es zeitweise. Dann wieder hielten sie Wache davor. Es war der Schatten über ihm, der schlafende Feind an seiner Seite. Wenn nur keiner mit ihm davon redete!

Der Herbst streute sein Gold auf das Dach des Zollschuppens, der Winter seine Flocken. Ueber die Brücke kamen Alter und Jugend, Freude und Traurigkeit gegangen und gaben ihm die kleine Steuer ab. Agathe erschien in der ersten Zeit häufig und wollte wissen, wer alles vorübergehe. Aber es konnten Viertelstunden vergehen, ohne daß jemand kam.

„Hast es langweilig, Toni!“ Sie hatte recht; sie selber langweilte sich auch und ging oft in das Dorf, um sich schadlos zu halten. Er aber hatte es so gewollt.

Mittlerweile hatte das Geld in dem Versteck gute Ruhe gehabt. Agathe sparte, wie es ihr anders nie eingefallen wäre, und unabsichtlich hatte der Mann ihre Angst lange geschont. Nun aber — es war März und ein früher söhnwarmer Frühling — sah sie ihn eines Samstagabends mit dem Stemmeisen in die Kammer gehen. „Was willst du?“ fragte sie beunruhigt. Er lachte. „Sinaus mit den Nägeln, mit denen deine Sparfuchse meine Erbschaft eingeschlossen hat!“ Die Frau trat ihm in den Weg. „Wozu brauchst du's?“ „Ich muß die Rechnung für die Strohware zahlen und habe morgen einen freien Tag. Kannst mit mir zu Markt kommen.“ „Wenn ich daheim bleibe, dann läßt du die Nägel drin. Hast noch anderes Geld.“ „Heraus müssen sie doch einmal! Geh, laß mich!“ „Dann wird das Andere wieder kommen!“ „Welches Andere?“ Sie sah ihn groß an. War es möglich, daß er nichts mehr wußte?! „Dein

Weggehen, Toni?“ Er schwieg eine Weile, suchend. „Seht hör' auf“, sagte er endlich in dumpfem Ton; „das hat nichts miteinander zu schaffen.“ „Kannst mir's beweisen?“ Da spottete er: „Großmutter, mußt das kleine Bürschchen warnen.“ Mit beiden Armen umfakte er sie, schwang sie über sich wie beim Tiroler Tanz und machte so den Weg frei. „Willst morgen mit, du? Gehen muß ich sowieso, es kommt nicht darauf an!“ In der Frau kämpfte es. Er war so froh und sicher wie früher und sie selber auch küstern nach Kurzweil. Während sie zauderte, ging er ungehindert in die Kammer und machte mit einem Ruck das Brett frei. Das Goldstück in der Hand, kehrte er in die Stube zurück und ließ es vor ihren Augen glitzern. „Kommst du mit?“ „Laß uns losen!“ schlug sie vor. „Wirf: Kommt das Köpflein nach oben, so komme ich mit!“ Die Münze rollte über den schwarzen Küchenboden wie etwas Lebendiges und legte sich — die Helvetia nach oben. Agathe sagte nichts mehr. Heimlich bangte ihr, und doch freute sie sich.

(Schluß folgt).

Vom dekorativen Schmuck des Innern der neuen Zürcher Universität.

Mit vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Hochbauamtes des Kantons Zürich.

„Das Werk lobt den Meister!“ Stolz ragt nun an der Lehne des Zürichbergs der neue Universitätsbau, am 18. April hat er seine Weihe empfangen. Und nun herrscht angesichts des ganzen Meisterwerks nur eine Stimme des Lobes und der Freude. Nicht eben bodenständige, an heimische Weise und Motive sich anlehrende Architektur ist es, doch eigenartig wirkungsvoll, als Ganzes genommen ungemein erfreulich ist dieser Bau Karl Mosers (in Firma Curjel & Moser, St. Gallen und Karlsruhe). Waren, solange erst Bauteil um Bauteil entstand und der Kritik sich darbot, immer etwa Einwendungen und Bedenken laut geworden — der imposante Turm, der sich so wunderbar dem Stadtbild einfügt, besser gesagt es bereichert und beherrscht, der die erste Forderung, die man an ein solches Bauwerk stellen kann, mächtig zu wirken, ohne zu erdrücken, rings und weithin sichtbar zu sein, so prachtvoll erfüllt, dieser Turm hat sozusagen alle versöhnt, scheint allen Widerspruch zum Schweigen gebracht zu haben, und ebenso wieder das herrliche Innere! Dieser Lichthof im Kollegienhaus mit seinen wirklich achtungsgebietenden Dimensionen, auf den sich in drei Geschossen übereinander die Gänge vor den Hörsälen öffnen, in allen Tönen schon ist sein Lob gesungen worden! Um je einen großen Binnenhof gruppieren sich die beiden Flügel des Baues, Kollegienhaus und Biologisches Institut, und einen wahren Triumph feiert hier dies Prinzip der Raumeinteilung, das ja an den (in neuester Zeit aufgedeckten) altägyptischen Palästen schon verblüfft ... Wie man weiß, tut sich der Architekt viel darauf zugute, einen Stab jüngerer einheimischer Künstler um sich versammelt zu haben, die nun — ein schöner Gedanke — wieder einmal, wie dies einst nicht so seltene Möglichkeit war, ihre Kunst in den Dienst der Architektur stellen und somit direkt ins breite Leben hinaus tragen dürfen. Freilich, nicht jedermann ist entzückt von ihren mitunter gar zu jugendlich anmutenden und experimentartigen Leistungen; aber auch da bleibt abzuwarten, was endgültig sich darstellen wird. Fast durchweg erfreulich sind die dekorativen Arbeiten, die wir hier S. 208/11 vorführen, sämtlich herrührend von Bildhauer Otto Kappeler in Zürich, dem wohl neben Paul Schwald (und dessen Gattin) in erster Linie die plastische Ausschmückung des Baues anvertraut worden ist. Un-

sere Leser sehen von Otto Kappeler zwei mit Reliefs geschnitzte Türeinfassungen und die beiden Wandbrunnen mit je einer weiblichen und einer männlichen Aktfigur, beidseitig der Haupttreppe angebracht, die von der Eingangshalle



Aus dem Innern der neuen Zürcher Universität. Wandbrunnen im Kollegiengebäude, ausgeführt von Otto Kappeler, Zürich.